

Das Paar

Eine systemische Beschreibung intimer Komplexität

Teil II: Partnerschaften

Übersicht: Nachdem in Teil I der Kommunikationscode der Liebe und die sich daraus ergebende Liebesbeziehung beschrieben wurde, stehen in diesem Teil II zunächst die sich aus der Logik des Kommunikationscodes der Liebe ergebenden Paarprobleme im Vordergrund. Diese Probleme resultieren aus der Radikalität von Liebesbeziehungen. Ein gemäßiger Kommunikationscode bietet sich daher als Lösung des Liebesproblems an: die Partnerschaft. Sie wird gegen die Liebesbeziehung abgegrenzt. Schließlich wird gezeigt, wie auch die partnerschaftliche »Lösung« problematisch sein kann. Die Arbeit schließt mit Überlegungen zur Balance zwischen Liebe und Partnerschaft und zur Gefährdung von Paarbeziehungen durch Glücksversprechungen und Glücksansprüche.

*Soviel Vorgeschnack auf die Hölle.
So wenig Nachgeschmack vom Paradies.*
Botho Strauß

Wenn die Liebe zum Problem wird

Im ersten Teil dieser Arbeit zur intimen Komplexität des Paares (Retzer 2002b) wurden der Kommunikationscode der Liebe und die durch ihn erzeugte Liebesbeziehung beschrieben. Es wurde gezeigt, mit welcher ungeheurer Sehnsucht diese höchstpersönliche, ungehemmte und Exklusivität beanspruchende Kommunikation und Beziehungsform angestrebt wird.

Gleichzeitig weiß man – oft aber erst aus leidvoller Erfahrung und daher erst später – um die Gefährdung dieser ersehnten Kommunikation. Das, was die Liebe zu diesem einzigartigen Sinn- und Beziehungsstifter macht, gefährdet sie gleichzeitig und lässt sie zu einem Problem werden. In der Liebesbeziehung liegen Erlösung und Apokalypse dicht beieinander und entspringen aus denselben Quellen. Die Liebe ermöglicht manches, was dann aber wiederum neue Probleme entstehen lässt. Insofern sind auch in der Liebe die Lösungen von gestern die Probleme von heute.

Liebesproblem 1: Subjektivierung und Individualisierung

Der Liebescode ermöglicht Subjektivierung und Individualisierung der Liebenden. Die Aufrichtigkeit des eigenen liebenden Gefühls kann so zu einem zentralen Wert werden. Die Liebe eröffnet den Liebenden die Chance, in ihrer eigenen Einzigartigkeit anerkannt und bestätigt zu werden. Daraus kann aber sehr leicht die Pflicht zur Eigenständigkeit werden. Der Schritt von der Pflicht zur Eigenständigkeit hin zur *richtigen* Realisierung der Eigenständigkeit und der Liebe ist klein. Während man früher noch für die Liebe starb, geht man heute stattdessen in eine Psychotherapie, um sich seine (behandlungsbedürftigen) Liebesprobleme therapieren zu lassen: Allenthalben gibt es Hilfen für Frauen (und inzwischen auch für Männer), die zu sehr, zu wenig oder auch gar nicht lieben. Die Erzeugung des richtigen Ausmaßes, der richtigen Ordnung und der richtigen Handhabung von Liebe ist zur Pflicht erhoben und damit als Problemangebot zum Verbrauch freigegeben. Die Nachfrage ist groß. Entsprechende Dienstleister warten überall auf ihre Kundschaft, für die sie individualisierte Angebote bereithalten.

Liebesproblem 2: Erwiderte Liebe und die Gewissheit

Der moderne Liebescode macht die erwiderte Liebe zur eigentlichen Liebe. Die erwiderte Liebe wird damit zum Anlass und Stabilisator der Dyade des Paares. Sie ist nicht mehr die Angelegenheit eines Einzelnen, sondern ein soziales Phänomen. Dadurch kommen aber neue Fragen und auch mögliche neue Probleme in den Blick: Es stellen sich Gewissheitsfragen (Retzer 2002a):

- Liebe ich eigentlich wirklich? Und wenn ja, wie aufrichtig? Und wie kann ich das herausfinden? Und wenn ich es herausgefunden habe, wie kann ich es dem anderen beweisen?
- Liebt der/die andere mich eigentlich wirklich? Wie kann ich das herausfinden? Habe ich den/die andere und seine authentische Aufrichtigkeit schon ausreichend und auch unter ausreichend verschärften Bedingungen geprüft?
- Handelt es sich eigentlich um die wahre Liebe? Und wie kann ich das herausfinden? Bevor man selbst nicht tot ist (und dann wiederum kann es schwierig sein), ist es problematisch, ein eigenes Gefühl oder gar das von jemand anderem für die wahre Liebe seines Lebens zu halten.

Der Versuch der Beantwortung dieser Fragen, besonders mit dem Ziel, Gewissheit zu erreichen, ist eine der fast sicheren Methoden, eine Liebesbeziehung zu einem ernsthaften Problem werden zu lassen.

Liebesproblem 3: Die Furcht vor der Wunscherfüllung

Die Liebe als Ausweg aus dem Normalitätenkäfig verschattet wegen der ungeheuren Wertsteigerung dieses Fluchtinstrumentes die Ambivalenz und Widersprüchlichkeit der Liebeswünsche. Es ist eben nicht nur der eindeutig positive Wunsch nach Nähe, Geborgenheit, persönlicher Kommunikation, nach dem Ungewöhnlichen, nach der Verschmelzung mit einem anderen, sondern es ist auch die meist nicht so öffentlich vorgetragene Furcht vor der Abhängigkeit, dem Autonomieverlust, dem Kontrollverlust, dem Wahnsinn und dem Tod, der sich mit der Liebe verbindet.¹ Diese verdeckte Seite der Liebe kann gerade dadurch, dass sie verdeckt gehalten wird, zu einem Problem werden bzw. die Liebe zu einem Problem werden lassen.

Liebesproblem 4: Die Differenz von Dyade und Triade oder: Auf Leben und Tod

Diese ungeheure Ambivalenz der Liebesbeziehung bis hin zu einer Ambivalenz auf Leben und Tod lässt sich ganz unpathetisch vor dem Hintergrund einfacher Zahlenrationalität beschreiben, nämlich vor dem Hintergrund des Unterschiedes zwischen der Dyade und der Triade. Die radikalisierte Form der Paardyade ist die (exklusive) Liebesbeziehung.

Eines der zentralen Merkmale der Dyade ist ihre Fragilität. Sie ist ständig von ihrem Ende, von ihrem Untergang bedroht. In der Dyade stehen sich nur die beiden Teilnehmer gegenüber, nicht irgendeine Art von überindividuellem Kollektiv, sei dies eine Gruppe, eine Organisation oder eine Familie. Da die Dyade unmittelbar nur aus zweien besteht, dem einen und dem anderen, zerstört der Austritt eines Einzigen sofort und unmittelbar das Ganze. Dyaden sind von der Vorstellung ihres Ende begleitet oder, nochmals pathetisch formuliert: immer vom Tode bedroht. Dagegen ist das Ausscheiden eines Einzelnen aus einer Triade oder anderen höherzahligen Gruppen nicht das Ende dieser Gruppe. So führt auch das Ausscheiden eines Familienmitgliedes aus einer Familie, durch individuellen Tod, durch Ausgeschlossenwerden oder Sichausschließen, nicht zum Ende dieser Familie. Allenfalls kann

¹ Der mexikanische Nobelpreisträger für Literatur Octavio Paz beschreibt eindrücklich diese Liebesfurcht als Todesangst: »Die Liebe beginnt mit dem Augenblick: wir betrachten die Person, die wir begehren, und sie betrachtet uns. Nach kurzer Zeit wenden wir den Blick ab. Andernfalls, ich sagte es schon, würden wir versteinern (...). Dauerte diese reglose Glückseligkeit an, würden wir sterben. Wir müssen in unsere Körper zurück, das Leben ruft« (1993, S. 254).

sich eine Triade dadurch in eine Dyade verwandeln, die sich dann wiederum wie alle Dyaden durch das Merkmal der Bedrohung auszeichnet, aber weiterhin als Gruppe ($n = 2$) existiert.

Jede Gruppe jenseits der Dyade ($n > 2$) ist prinzipiell unsterblich. Was entsprechende, auch psychologische, Auswirkungen auf die Gruppenteilnehmer haben kann. Die Dyade braucht zum (Über-)Leben den Zweiten, zum Sterben nicht. Für den Beginn und die Aufrechterhaltung einer Paarbeziehung sind zwei notwendig, für das Ende reicht eine/r. Die Dyade wird zu einer Mischung von fragiler Gefährdung des Ganzen und individueller Unersetzlichkeit des Einzelnen. Indem jedes Element in einer Dyade nur ein anderes individuelles neben sich hat, nicht aber eine Mehrzahl ($n > 1$), die eine höhere Einheit ($n > 2$) bildet, ist die Abhängigkeit des Ganzen von dem individuell Einen und dadurch dessen Mitverantwortung für alle Kollektivaktionen der Dyade immer gegenwärtig und maximal. Es entsteht eine maximale Abhängigkeit des Ganzen von einem der beiden in der Dyade. Jeder weiß – oder sollte wissen –, er kann sich nur auf den Anderen und niemanden sonst verlassen. Dies gibt der Dyade neben der ständigen Bedrohung durch den Tod die besondere Note des Alles-oder-nichts.

Dyaden setzen eine größere Individualisierung eines jeden voraus und ermöglichen größere Individualisierung als die Teilnahme an sozialen Gruppen ($n > 2$) mit vielen Elementen. Da keine Mehrheiten von zwei und mehr gegenüber einem möglich sind, fehlt in der Dyade die Hemmung und Unterdrückung individueller Eigenarten des Einzelnen durch die sozial eingliedernde Nivellierung auf ein Durchschnittsniveau. Diese Individualisierungsmöglichkeit wird oft auch als Individualisierungsdruck erlebt und bewertet.

Der Dritte oder das Dritte außerhalb der Dyade kann Verbindung *oder* Trennung der Teilnehmer an dieser Dyade erhoffen *oder* befürchten lassen. So können sich entfremdete (nicht liebende) Paare kein Kind wünschen, weil es verbindet, aber auch sehr leidenschaftliche (liebende) Paare können sich kein Kind wünschen, weil es trennt bzw. stört. In der Triade entsteht etwas qualitativ völlig anderes als in der Dyade: Jedes einzelne Element kann nun als Zwischeninstanz der beiden anderen wirken und dadurch selbst sowohl verbinden wie trennen. Die Triade entschärft dadurch die Logik der dyadischen Gegensätze des Entweder-oder/Alles-oder-nichts in ein Sowohl-als-auch.² Die Triade

² In der binären/dyadischen aristotelischen Logik des Entweder-oders gibt es nun mal kein Drittes wie in der Triade (*tertium non datur*).

führt die Möglichkeit der bilateralen Allianzbildung von zweien gegen einen ein und vergrößert diese Möglichkeit maximal: Während zwei nur eine Partei sein können, können es dagegen drei gleich dreifach sein. Die Triade gleicht darin prinzipiell allen anderen $n > 3$ -Konstellationen.

Die Paardyade ist in den meisten Ursprungsmythen in der Auseinandersetzung und Abgrenzung mit Dritten entstanden (vgl. die Beschreibung der exklusiven Funktion des Liebesmythos in Retzer 2002b). Sie wird sich auch in der Auseinandersetzung, der Abgrenzung und der Vereinnahmung mit solchen Dritten weiterentwickeln. Insofern lässt es sich wahrscheinlich kaum vermeiden, dass ein Paar sich von phantasierten Dritten begleitet sieht: ehemaligen und gegenwärtig existierenden, erfolgreich exkludierten oder ausdrücklich inkludierten, für die Zukunft herbeigesehnten oder ängstlich befürchteten Dritten.

Liebesproblem 5: Die Aufrichtigkeits- und Offenheitsverpflichtung

Die Liebe ermöglicht eine intime höchstpersönliche Kommunikation und damit die Konstitution des Liebespaares. Genau diese Errungenschaft kann in Verbindung mit einer Verpflichtung zur Aufrichtigkeit und Offenbarung zum Problem werden.

Unter dem Gesichtspunkt des Kommunikationscodes der Liebe kann nicht nur alles zur Kommunikation werden, sondern es entsteht eine doppelte Bedingtheit von Bedeutungsgebung. Alles kann daraufhin bewertet werden, was es in der Welt *da draußen* bedeutet und – und vor allem – was es *für Dich*, den Geliebten, und *für uns*, das Liebespaar, bedeutet. Durch das Primat der Psyche (Retzer 2002b) wird ein Vorgang beschrieben, in dem das Erleben des Geliebten das Handeln des Liebenden auslösen oder zumindest bestimmen (Luhmann 1982) soll. Die Hegelsche Formel vom Tun des Einen, das das Tun des Anderen ist, verändert sich dadurch in die Formel: *Das Erleben des Anderen ist das Tun des Einen!*

Nun besteht aber die Schwierigkeit für den Einen darin, etwas über das Erleben des Anderen in Erfahrung zu bringen. Diese Schwierigkeiten sind prinzipieller Art (Retzer 2002a), womit wir schon bei den besonderen Kommunikationsproblemen der Liebe angekommen sind. Es muss dort (in der Liebesbeziehung) nämlich unter weitgehendem Verzicht auf Kommunikation kommuniziert werden. Da das Erleben des Anderen schon zur Richtschnur des Handelns des Einen geworden sein soll, bevor es sich kundtut, hat sich die Liebeskommunikation so zu gestalten, als wäre diese Information verfügbar. Sie basiert auf Vor-

wegnehmen und der Überzeugung des Schon-Verstanden-Habens. Gerade durch Nachfragen, durch explizite Kommunikation, durch Fragen und Antworten, kann sich die Liebeskommunikation selbst gefährden. So wird nämlich gerade das ausgedrückt, was nicht zur Liebeskommunikation gehört, weil es sich nicht von selbst versteht. Es kann aber besser sein, geliebt als verstanden zu werden. Verstanden wird man meist nur schlecht, geliebt werden kann man dagegen manchmal gut.

Vielerorts ist das Gespräch zum zentralen und oft einzigen Medium geworden, mit dem die Grundlagen des Liebeslebens ausgehandelt, festgeschrieben, bestätigt und wieder revidiert werden sollen. Die Ergebnisse solcher Gespräche für das Liebesleben sind aber meist bescheidener Art, unabhängig davon, welche Diskursart bevorzugt wird: Vom herrschaftsfreien bis zum gendersensitiven Diskurs und auch beim paartherapeutisch gecoachten Liebesbekenntnis sind die Ergebnisse meist ähnlich. Auf die Störanfälligkeit der Liebe durch explizite Kommunikation kann nicht oft genug hingewiesen werden und wurde in der Liebesliteratur schon oft hingewiesen.³

Alternativen dazu sind dann das Schweigen, das Reden ohne etwas zu sagen und die »Augensprache«, wodurch der eine dem anderen die Wünsche von den Augen abzulesen versucht, möglichst bevor er sie selbst noch hat, oder – noch besser – über eine Art von »Irisdiagnostik« versucht, brauchbare Information direkt aus dem »Inneren« des anderen zu erhalten, woran er sich dann bei seinem eigenen Handeln halten kann.

Liebesproblem 6: Die Liebesehe

Es herrscht das Postulat der Einheit von Liebe und Ehe. Wer heiratet, sollte sich vorher lieben; wer liebt, kann die Ehe nicht verweigern. Die Liebe wird zur einzig legitimen Begründung einer Ehe. Damit erzeugt der Liebescode eine neue Form sozialer Organisation: eine Paarbeziehung, die ihre Legitimität weder aus einer Vergangenheit noch aus einer Ursache außerhalb des Paares beziehen kann, sondern sich selbst

³ »Sieh dir die Liebenden an, // wenn erst das Bekennen begann // Wie bald sie lügen« (Rilke). Je vollmundiger und klarer bekannt wird, desto vertrauensunwürdiger. In der Liebesliteratur – und warum sollten wir ihr misstrauen – findet die wahre Liebe keine rechte Sprache, sie schweigt, erleicht oder errötet und erzittert vielleicht noch allenfalls, so wie König Lears jüngste Tochter klagt, sie könne ihr Herz nicht auf die Zunge heben, als sie ihre Liebe zum Vater kundtun soll, was ihren falschen Schwestern ganz mühelos gelingt.

autonom begründen muss und sich auf die Zukunft auszurichten hat bzw. ihre Ursachen in der Zukunft zu suchen hat beispielsweise die erhoffte Erlösung. Damit fangen die Widersprüche und nicht so selten auch die Probleme an bzw. hört die Liebesbeziehung auf. Die Ehe wird durch etwas begründet, auf das man selbst keinen Einfluss hat, auf das man aber Einfluss nehmen soll, damit es auch in der Zukunft, für die das Ehepaar als autonome Gestalter ihrer selbst auch selbst verantwortlich ist, die Liebe geben kann. Wir haben es eben hier – bei der Liebesehe – mit der problematischen Verwicklung zweier unterschiedlicher Kommunikationssysteme zu tun, die unterschiedlichen Logiken gehorchen und verschiedene Sinnsysteme hervorbringen.

Liebesproblem 7: Sexualität und Liebe

Sexualität ist zum selbstverständlichen und oft zentralen Bestandteil einer Liebesbeziehung erklärt worden und hat zusammen mit der Liebe eine ähnliche Wertsteigerung erfahren. Das war nicht immer so. Oft durfte Sexualität gerade nicht zu einer Liebesbeziehung gehören. Inzwischen ist aber eine richtig vollzogene und ausreichende Sexualität, d. h. so wie sie heutzutage in den morgendlichen und nachmittäglichen Talkshows angeboten wird, zum Gütesiegel einer richtigen Liebesbeziehung geworden. Manch einer (wahrscheinlich aber eher viele) kommt ins Grübeln und attestiert sich selbst nicht nur sexuelle Schwierigkeiten, sondern dahinter stehende schwerwiegende Liebesprobleme. Sexualität wird besonders in der Verknüpfung mit der Liebe so bedeutungsvoll, dass sexuelle Schwierigkeiten ebenfalls eine ungeheure Bedeutung bekommen (Retzer und Simon 1998). Das Ergebnis: Während die bunten Sex- und Talkshows über die Satelliten hecheln, herrscht in den meisten Paarbeziehungen der graue Alltag der sexuellen Inappetenz, oder die Sexualität gerät außerhalb der Liebe und des Liebespaares, wenn sie denn überhaupt noch stattfindet.

All diese Probleme der Liebe legen den häufig geäußerten resignierenden Schluss nahe, dass die Liebe zwangsläufig aufhört und durch gemäßigtere Formen des Zusammenlebens ersetzt werden müsse. Diese gemäßigtere Form tritt unter dem bekannten Namen *Partnerschaft* auf und soll nun in ihrer Vereinbarkeit bzw. Unvereinbarkeit oder auch Vermischung mit der Liebe untersucht werden. Diese gemäßigtere Form eines sozialen Systems für Paare verspricht eine größere soziale Verträglichkeit. Sie stellt einen radikal anderen Kommunikationscode bereit, der zu gänzlich anderen Sinnverweisen und Kommunikationen führt. Wir haben es also

hier – bei der Liebesbeziehung einerseits und der Partnerschaft andererseits – mit zwei wesentlich unterschiedlichen Systemen zu tun, obwohl die Teilnehmer an beiden identisch sein können.

Die Partnerschaft

Eine Liebesbeziehung und eine Partnerschaft sind zwei verschiedene Sinnsysteme mit unterschiedlicher Handlungslogik. Die Begriffe *Paarbeziehung* oder *das Paar* bestimmen in keiner Weise, mit welchem Sinnsystem oder mit welcher Handlungslogik man zu rechnen hat. Eine Paarbeziehung bezeichnet kategoriell etwas ganz anderes als eine Liebesbeziehung oder Partnerschaft. Eine Paarbeziehung ist das handlungslogisch undefinierte Feld, in dem die beiden handlungslogisch differenten Sinnsysteme operieren. Die moderne Paarbeziehung hat damit einen eingebauten Widerspruch bzw. einen immanenten Konflikt: den zwischen den beiden widersprüchlichen Sozialsystemen der Liebe und der Partnerschaft. Das Besondere dieses Konflikts besteht darin, dass er nicht wie in vielen anderen Systemen durch eine *Ortsverlagerung* gelöst oder zumindest entschärft werden kann.⁴ Man kann nicht hier das eine Spiel spielen und dort das andere. Es gibt keinen Ort anderswo, weil die Paarbeziehung eben nur in der Paarbeziehung existiert. Der Konflikt kann nicht dadurch entschärft und gemanagt werden, dass sich in den beiden unterschiedlichen Sinnsystemen unterschiedliche Teilnehmer finden lassen – eine Tatsache, die differenzierte Funktionssysteme oft funktionieren lässt. Der Chef in der Firma ist ja meist nicht der behandelnde Psychiater, der Lateinlehrer des jüngsten Sohnes und der Ehemann der ältesten Tochter. Die Firma, das Gesundheitssystem, die Schule und das Familienleben finden heutzutage meist an verschiedenen Orten und mit jeweils verschiedenen Teilnehmern statt. In einer Paarbeziehung bleiben aber im Unterschied dazu der Ort des Geschehens und auch die (beiden) Teilnehmer immer die gleichen. Es bleibt also zunächst nichts anderes übrig, als eine *innere Differenzierung* der Paarbeziehung entsprechend der Unterscheidung Liebespaar/Partnerschaft vorzunehmen. Tabelle 1 stellt einige zentrale Merkmale dieser Unterscheidung zusammen:

⁴ Beispielsweise kann eine solche entschärfende Ortsverlagerung der Versuch der Lösung von »Schulproblemen« durch die Erzeugung von »Familienproblemen« und deren anschließende familientherapeutisch assistierte Lösung sein. Dadurch kann die Schule so bleiben, wie sie ist, und auch die Familie, nämlich schuldig (hier: an Schulproblemen). Vergessen wird dabei, dass es ohne Schule gar keine Schulprobleme gäbe.

Tabelle 1: Die Differenz von Liebesbeziehung und Partnerschaft

Liebesbeziehung	Partnerschaft
nichtintentional (Schicksal)	intentional (Entschluss)
Eintritt und Austritt ist nicht möglich	Eintritt und Austritt ist möglich
unbedingt und absolut	bedingt und relativ
ohne Vertrag	mit Vertrag
ohne Anspruch auf Vertragstreue	mit Anspruch auf Vertragstreue
geschenkte Gaben	verhandelter Tausch
exklusives asoziales Sinnsystem	integratives soziales Sinnsystem

Das Geheimnis von Anfang und Ende: Schicksal oder Entschluss?

Ein Liebespaar – zumindest die Liebe – entsteht ohne einen bewußten Entschluss. Die Liebe ist eine Himmelsmacht, Schicksal oder Vorsehung. Wäre sie das nicht, wäre sie nicht die Liebe. Schon Tristan und Isolde werden von Gift, einer Liebesdroge, überwältigt und daraufhin willenlos zur Liebe genötigt. Man kann in eine Liebesbeziehung weder eintreten, noch kann man aus ihr austreten. Was Gott (oder wer oder was auch immer) zusammengefügt hat, soll bzw. kann der Mensch nicht scheiden.

Allenfalls kann die Liebe aufhören. Das, was die Liebesbeziehung gestiftet hat, kann aufhören. Die Wirkung des Liebestrankes kann nachlassen. Man findet sich dann von Gott und allen Geistern verlassen. Das Schicksal wendet sich gegen einen. Die Vorsehung hatte eine Schwäche. Die Folge ist, dass sich der Verein (die Liebesbeziehung) dann (von) selbst auflöst. Das Unmögliche muss nicht mehr getan werden: Man braucht nicht mehr auszutreten, weil es nichts mehr zum Austreten gibt. Es bleibt – statt einer Austrittserklärung – lediglich ein bekümmertes Registrieren (man mag bedauern) von etwas, was man nicht herbeigeführt hat und nicht beenden kann. Allenfalls erleidet man es.

Gänzlich anders (wenn auch mit den gleichen Teilnehmern) funktioniert dagegen die partnerschaftliche Paarbeziehung, z. B. in der juristischen Form der Ehe.⁵ Hier tritt man selbstverständlich bewusst ein. Man entschließt sich dazu und unterschreibt (mehr oder weniger explizit) einen Mitgliedschaftsvertrag und kann dann (unter bestimmten, wiederum vertraglich festgelegten Bedingungen), wenn man es will, auch wieder austreten, z. B. sich scheiden lassen.

Das unterscheidende Merkmal der Intentionalität spielt auch eine zen-

⁵ Sehr zutreffend wird daher auf der Suche nach einem Ersatzbegriff für die Heirat gleichgeschlechtlicher Partner der Begriff des Sichverpartners ausprobiert.

trale Rolle in den veröffentlichen Bekanntgaben, den Verlautbarungen der beiden Sinnsysteme. Wir haben es also nicht nur mit zwei verschiedenen Sinnsystemen zu tun, sondern auch, wie nicht anders zu erwarten, mit zwei grundlegend verschiedenen Kommunikationssystemen.

Bekenntnis oder Geständnis?

Der für die beiden verschiedenen Kommunikationssysteme wesentliche Unterschied ist der zwischen dem Bekenntnis und dem Geständnis. Eine Partnerschaft wird zu einem *Bekenntnis der Intentionen*, während eine Liebesbeziehung zu einem *Geständnis des Überwältigtseins* wird.

Wir sind wieder (vgl. Retzer 2002b) bei der grundlegenden Operation angekommen, durch die sich soziale Systeme nach innen und nach außen differenzieren und komplex werden, beim *Geheimnis*, genauer: bei seiner Veröffentlichung und bei der Beichte.

Für die genauere Herausarbeitung der Unterscheidung zwischen der *geständigen Liebe* und der *bekennenden Partnerschaft* werden einige neuere Forschungsergebnisse zur Entwicklung der christlichen Beichte (Hahn 2000) und deren Bedeutung für die Sozialisation einer gesellschaftlich verträglichen individuellen Innenwelt genutzt.

Bis zum 12. Jahrhundert wurde die Sünde lediglich als ein äußeres Tun betrachtet, das es zu sühnen galt. Die Ursache der Sünde war der (externalisierte) Teufel. Er versuchte immer wieder, sich der schwachen Menschen zu bemächtigen. Im 12. Jahrhundert wurde nun aber die *eigentliche* Sünde der intentionale Akt (in Werken *und* in *eigenen* Gedanken gesündigt!).⁶ Die Sünde wurde ins Innere und damit in die Verfügung des Sünders verlegt.

Entsprechend musste sich der Charakter der Beichte ändern: Die bisherige *Geständnisbeichte*, deren Strafe in Relation zur Schwere der Tat bestimmt wurde – ohne Berücksichtigung von Motiven – wurde durch die *Bekenntnisbeichte* ersetzt. Die reuige Zerknirschung (*contritio*) wurde zur Bedingung für die Tilgung der Schuld durch die Negation

⁶ Die »intentionale Wende« geht von der sogenannten Sündenlehre des Abaelard aus. Interessanterweise spielt der Abt Abaelard nicht nur für die christliche Sündenkonzeption eine zentrale Rolle, sondern auch für die Entwicklung der europäischen Liebessemantik. Berühmt sind die Briefe, die sich der Abt Abaelard und die Priorin Heloisa schreiben. Zwischen beiden entwickelt sich eine dramatische Liebesgeschichte, in deren Verlauf Heloisa schwanger wird. Die Liebesbeziehung wird entdeckt und Abaelard wird kastriert.

der Intention. Der einsichtige Schmerz darüber, welche (sündhaften) Absichten man gehabt hatte, war dann selbst ein Geschenk Gottes: eine Gnade, die die Schuld tilgte.

Diese neue Form des beichtenden Bekenntnisses konnte nun helfen, Empfindungen zu sozialisieren und das Gewissen zu kontrollieren. Das Individuum wurde zu einer einsichtigen Besinnung auf sich selbst zurückgeworfen. So konnte nun allmählich eine sozial verträgliche Innenwelt des Individuums entstehen, und der Einzelne konnte auf seine sozialen Aufgaben hin innerlich abgerichtet werden. Das Bekenntnis schuldhafter Intentionalität löst den Unterschied zwischen Individuum und System auf. Das Gestehen von Nichtintentionalität – etwa als Liebesbekenntnis – erzeugt dagegen den Unterschied zwischen Individuum und System und hält diesen aufrecht. Durch die Pflicht zum intentionalen Bekenntnis bemächtigt sich die Umwelt der Innenwelt des Individuums.

Hier findet sich der entscheidende Unterschied zwischen dem *Liebesgeständnis* und dem *Ehebekenntnis*. Beide lassen sich als Beichtvorgänge beschreiben. Sie unterscheiden sich aber wesentlich in der in ihnen thematisierten Intentionalität und bringen damit unterschiedliche Kommunikationssysteme mit je unterschiedlichen Regeln und Logiken hervor: Liebesbeziehung versus Partnerschaft. Die Aufhebung der Unterscheidung zwischen dem bekennenden Paar und seiner Umwelt durch das Ehebekenntnis wird noch dadurch unterstrichen, dass dieses Bekenntnis öffentlich vollzogen werden muss, wenn es eine juristische Form der Partnerschaft begründen soll. Das bekennende Eheversprechen muss vor Zeugen öffentlich und schriftlich (d. h. auch für zukünftige Zeugen) abgelegt werden.

Die Beichte und die Entwicklung des Rechts als Funktionssystem sind eng miteinander verknüpft: im späten Mittelalter in der Arbeit der Heiligen Inquisition, im letzten Jahrhundert in der Selbstkritik der Mitglieder revolutionärer Zellen und in den Diskursen Moskauer und anderer Schauprozesse, aber auch in vielen partnerschaftlichen Klärungs- und Einsichtsdiskursen und manchen Psychotherapien – auch Paartherapien – wie in einsam vollzogenen Gewissenserforschungsverfahren vor einem inneren Gerichtsforum.

In vielen dieser Verfahren konnten und können (Gerichts-)Urteile oft auch bei erdrückenden Indizienbeweisen kaum zu Verurteilungen führen. Der Beweis wurde und wird meist mit dem Bekenntnis gleichgesetzt. Daraus wird verständlich, wie die Methode der Folter entwickelt werden konnte, als ein »Beweismittel«, d. h. ein Mittel zur Erzeugung

des beweisenden Bekennens. Im Mittelalter ergab sich daraus oft die paradoxe Situation, dass gerade bei erdrückender Beweislast gegen den Angeklagten das Bekenntnis *herausgefoltert* werden musste. Andernfalls hätte man den Angeklagten (mangels Bekenntnis) freilassen müssen.

Im Bekenntnis der Intentionalität identifiziert sich der Täter mit der Tat. Sie wird zu einer Selbstaussage des Täters und damit für die soziale Umwelt handhabbar, d. h. kontrollierbar. Das Bekenntnis eröffnet Zugriffsmöglichkeiten auf das Innere der sich ihm aussetzenden Individuen. Das Innere wird mit dem Äußeren sozial verträglich.

Absolute Unverträglichkeit oder relative Verträglichkeit?

Partnerschaft ist (zumindest nach idealtypischem Anspruch) gleichberechtigt organisiert. Sie stellt ein Organisationskonzept dar, das vernünftig und auf dauerhafte Kooperation hin angelegt ist, eine gemäßigte und organisierbare Form von Paarbeziehung. In einer Partnerschaft kann und sollte man Ansprüche auf Gerechtigkeit, Gleichberechtigung und Herrschaftsfreiheit haben. Man ist berechtigt, zur Verwirklichung solcher Ansprüche auf die dazu entwickelten Verfahrensweisen des Verhandeln, des Kompromisses und wenn nötig auch des Einklagens auf der Grundlage von Gleichheit zurückzugreifen. Solche Ansprüche sind in einer Partnerschaft berechtigt und gerechtfertigt.

Partnerschaft verlangt nach Festlegungen von Regeln, nach verlässlicher Einhaltung dieser Regeln (*pacta sunt servanda*) und nach Gerechtigkeit. Sie ist eine Art von demokratischem politischem System mit rechtlicher (Hintergrund-)Absicherung innerhalb der Paarbeziehung, das die Verhandlung persönlicher Interessen und die Verteilung und Bemessung von Leistungen überwacht und damit der moralischen Willkür der Liebe einen Riegel vorschieben kann.

Die Liebe erhebt dagegen den Anspruch auf Bedingungslosigkeit und Absolutheit. Man liebt den anderen ganz oder gar nicht. Wenn man liebt, dann kann man keine Detailspekte lieben (die Art, wie du das Haar trägst, mit Kindern umgehst ...) und andere nicht (die Art, wie du mit mir umgehst, wie du Auto fährst ...). In der Liebe braucht und darf man dem anderen nicht versuchen gerecht zu werden, d. h. Liebenswürdigen und Liebensunwürdigen zu relativieren. Liebe kann, ja muss auf Gerechtigkeit großzügig verzichten. In der Liebe gibt es auch keine Fairness. Fair kann man bekanntlich nur unter Gegnern sein. Liebe ist etwas ganz anderes als Demokratie oder gar Herrschaftsfreiheit. Sie ist »Überwältigung« und/oder »freiwillige Unterwerfung«. In der Liebe

lassen sich keine Ansprüche ableiten oder geltend machen. Sie ist weder Verdienst, noch lassen sich in und mit ihr Verdienste erwerben. Sie entzieht sich jeglicher Vertragsfähigkeit. Sie kann weder erzwungen noch jemandem geschuldet werden. Es kann also bei der Liebe nicht darum gehen, sich zu vertragen, sondern allenfalls darum, sich zu ertragen. Für enttäuschte und verlorene Liebe besteht kein Recht auf Schadensersatz. Es lassen sich keine Liebesrisikoversicherungen abschließen. Wer als Liebesopfer an- oder einklagt, argumentiert aus einer anderen Beziehungslogik, aus einem anderen Sinn- und Kommunikationssystem und daher nicht oder nicht mehr oder schon lange nicht mehr aus der Liebe. Die Liebe erscheint allenfalls so, wie das Recht, welches wir dem geliebten Wesen einräumen, uns zu tyrannisieren (Dostojewskij). Es gibt kein Recht, keine Satzung, kein Verfahren und damit auch kein Unrecht. Liebe überschreitet den Horizont des konventionell Sozialen. Der Liebende liebt jenseits von Lohn und Verachtung und von gut und böse (Friedrich Nietzsche). In der Liebe kann daher nicht der Tauschhandel herrschen.

Geschenkt oder getauscht?

Eine Liebesbeziehung entzieht sich im Unterschied zur Partnerschaft jeglicher Tauschrationalität. Die Partnerschaft ist eine Kommunikation zweier autonomer geschäftsfähiger Individuen, die zwecks Maximierung ihrer individuellen Gewinne in einem Austauschverhältnis miteinander stehen. Leistungen werden erbracht und entsprechende Gegenleistungen können erwartet, eingefordert und vielleicht sogar eingeklagt werden. Leistungen werden von Gegenleistungen abhängig gemacht: Ich putze immer das Klo, du könntest wenigstens auch mal ... Auch und gerade unter sich selbst als systemisch bezeichnenden Autoren ist der Tauschhandel als Metapher, Beschreibungs- und Erklärungsmuster sozialer Systeme zur Zeit im Trend, d. h. marktfähig.⁷ Der Tauschhandel funktioniert aber nur, wenn der Gesichtspunkt des Vergleichs zur zentralen Beobachtungs- und damit auch zur Bewertungskategorie wird, gleichgültig, ob der dabei angelegte Vergleichsmaßstab ein von allen Beteiligten geteilter ist (Moral, Geld ...) oder nur ein vom

⁷ Beispiele: »Der Markt für Verhalten ist ein Tauschmarkt« (Simon 1992) oder: »Sobald in einer Beziehung der eine mehr gibt als der andere und der eine mehr nimmt wie der andere, geht es schief. Bei der Paartherapie ist daher die erste Maßnahme, herauszufinden, wer gibt mehr und wer nimmt mehr, und dann das Geben und Nehmen wieder auszugleichen« (Hellinger 1994, S. 238) oder: »Das Bedürfnis nach Ausgleich von Geben und Nehmen macht den Austausch in menschlichen Systemen möglich« (Weber 1993, S. 18).

Vergleichenden benutzer (psychologisch legitimierte Verdienste, Schulden ...).

Unabhängig, welche Methode des Ausgleichs gewählt wird, von der Rückzahlung bis hin zur Rache, bleiben all diese Ausgleichs- und Verrechnungsmetaphern in der Logik der Partnerschaft. Allerdings überzeugen sie auch innerhalb der Logik der Partnerschaft nicht immer. Der so genannte »Kontenausgleich« setzt voraus, dass feststeht, was wofür zu bezahlen ist, weil festgestellt ist, was wie viel wert ist. Wer oder was aber ist die Instanz, die die Werturteile zu fällen hat? Auch in einer partnerschaftlichen Paarbeziehung entscheidet immer noch jeder höchstpersönlich selbst über die Höhe der Schulden, die man ihm noch zurückzuzahlen hat, und das kann sich täglich auch wieder verändern. Es sei denn, man lässt sich von jemandem oder einer Instanz sagen, was wofür zu bezahlen ist, wie gerade der Sühnekurs steht: drei Rosenkränze für drei unkeusche Gedanken; Krankheit für die Verweigerung des Kindes, seine Eltern zu ehren (Hellinger 1994, S. 382), Brustkrebs für fehlendes Mitgefühl für Männer (a. a. O., S. 464) oder Krebs als Sühne für eine Abtreibung (Hellinger 2000, S. 98). Wahlweise werden aber auch aus derselben Wertequelle folgende Wechselkurse abgeboten: Krebs als Sühne für die Verachtung der Eltern, Bandscheibenvorfälle für die Verweigerung, sich vor dem Vater zu verbeugen, und die Todesstrafe für die Vertreibung des Vaters.

In seiner berühmten Schrift *Der Liebe Tun* beschreibt Sören Kierkegaard (1847) gerade den Vergleich, der den Tauschhandel erst hervorbringt, als eine der Möglichkeiten, die Liebe zu negieren. Der *Blick des Vergleichens* lässt den anderen Menschen so erscheinen, dass er nach dem beurteilt wird, was er empfängt und was er tut, verglichen mit einem selbst. Solches Vergleichen kann zur Krankheit des Neids werden, wodurch das gegenseitige Verhältnis auf ein Beurteilen und Vergleichen reduziert wird. Aus einer Liebesbeziehung ist eine Partnerschaft geworden. Liebe ist dagegen etwas, was sich ohne Vergleichen schenken muss, ohne auf Gegenliebe rechnen zu können: Wenn ich dich lieb habe, was geht's dich an?, sagt Philine in Goethes *Wilhelm Meister* zu Wilhelm.

Der grundlegende Unterschied, um den es hier geht und der viele Selbstverständlichkeiten nicht nur im Bereich systemischer Theoriebildung und Praxisvollzüge in Frage stellt, ist der Unterschied zwischen Gabe (Mauss 1923) und Tausch. Tabelle 2 gibt einen stichwortartigen Überblick über die relevanten Unterschiede zwischen den beiden Transaktionen, Sinnsystemen und Kulturen.

Tabelle 2: Der Unterschied zwischen Gabe und Tausch

Gabe	Tausch
Transaktion traditioneller segmentierter Gesellschaften	Transaktion moderner funktionaler Gesellschaften
geringe Arbeitsteilung	entwickelte Arbeitsteilung
Individuation ist nicht vorgesehen/vorstellbar	Individuation ist vorgesehen/verpflichtend
Verbindung durch Geschenke	Verbindung durch Tauschhandel
indiv. und kollektive Werte fallen zusammen	indiv. und kollektive Werte fallen nicht zusammen
enge Kopplung von Psyche und Kommunikation	lockere Kopplung von Psyche und Kommunikation
maximale Abhängigkeit, aber von wenigen Einzelnen	minimale Abhängigkeit von Einzelnen
minimale Abhängigkeit von vielen Anderen	maximale Abhängigkeit, aber von vielen Anderen
überflussmotivierte persönliche Gabe freiwillig	mangelmotivierter sachlicher Tausch gezwungen
Person und Sache sind nicht unterschieden	Person und Sache sind unterschieden
Wer gibt, ist wichtig, nicht was gegeben wird	Was getauscht wird, ist wichtig, nicht wer tauscht
bestimmte Personen – austauschbare Transaktion	austauschbare Personen – bestimmte Transaktion
etwas geben, was man hat	etwas wollen, was man nicht hat
oft: alles oder nichts	meist: etwas (weder nichts noch alles)
unökonomische Großzügigkeit und Verschwendung	ökonomische Sparsamkeit und Nützlichkeit
Fokus: das Bedürfnis des Beschenkten	Fokus: die Zahlungsfähigkeit des Geschäftspartners
Der Geber muss erklären, warum er nicht gibt	Der Partner muss erklären, warum er bekommen soll
Paradoxie: Gaben dürfen nicht gegeben werden	Paradoxie: der Tauschmarkt negiert den Tauschmarkt

Der Unterschied zwischen Gabe und Tausch unterscheidet nicht nur eine Liebesbeziehung von einer Partnerschaft, sondern auch unterschiedliche Gesellschaftstypen entsprechend der charakteristischen Transaktion, durch die Individuen sich miteinander verbinden.

Eine traditionelle oder segmentierte Schicht- bzw. Klassengesellschaft zeichnet sich durch eine geringe Arbeitsteilung aus. Berufe und Ehepartner werden von der Familie ausgewählt oder bestimmt. Das individuelle Bewusstsein und die individuelle Identität fallen mit dem kollektiven Wertesystem und dem Weltbild des jeweils relevanten sozialen Systems zusammen. Das, was wir als Individuation bezeichnen, ist nicht vorgesehen, noch nicht einmal vorstellbar. Es besteht eine enge und sehr feste Kopplung von Kommunikation der Gruppe einerseits

und Psyche und Erleben des Einzelnen andererseits. Die durch Austausch hergestellte Verbindung zwischen den Einzelnen leitet sich noch nicht von der Arbeitsteilung ab. Sie erwächst stattdessen aus dem Austausch von Geschenken.

In einer modernen funktionalen Gesellschaft mit differenzierten Funktionssystemen ist die Arbeitsteilung dagegen weit vorangeschritten. Individuation ist ausdrücklich vorgesehen, verpflichtend und kann kaum mehr verweigert werden. Berufe, Lebensstile, Lebens(abschnitts)partner und Biografien bleiben nicht in der Familie, sie werden von Individuen (oft mehrmals) gewählt. Das Individualbewusstsein und die verschiedenen Kollektivwerte können auseinander fallen. Es gibt nur noch eine sehr lockere Kopplung bzw. weitgehende Unabhängigkeit von psychischen und kommunikativen Systemen. Die Arbeitsteilung, d. h. die Teilnahme an immer mehr funktional differenten, unpersönlichen sozialen Systemen, wird zur Grundlage des verbindenden Austausches. Der sachliche Tauschhandel ersetzt die persönliche Gabe. Mit der zunehmenden Arbeitsteilung unterscheiden sich Menschen immer mehr voneinander. Der Einzelne wird immer unabhängiger von bestimmten anderen Einzelnen und gleichzeitig immer abhängiger von unbestimmt vielen Anderen. Menschen, die sich mit immer spezifischeren Teilaufgaben beschäftigen, sind schließlich nicht mehr in der Lage, ihre eigenen Bedürfnisse vollständig selbst zu befriedigen, und deshalb auch in alltäglichen Kleinigkeiten auf andere angewiesen. Diese Angewiesenheit ist aber keine höchstpersönliche (d. h. ausschließliche und existenzielle) Abhängigkeit wie in traditionellen Systemen oder wie die des Neugeborenen, das auf Leben und Tod auf die Mutter (oder einen entsprechenden Ersatz) angewiesen ist. Es ist auch nicht die Art und Weise, wie der Fremde auf Leben und Tod von der Gastfreundschaft des Gastgebers abhängig ist. In der arbeitsteiligen Gesellschaft der Funktionssysteme ist man zwar von immer mehr Menschen abhängig, aber in Bezug auf jeden einzelnen dieser vielen Menschen auf eine geringere, d. h. weniger existenziell bedeutsamen Weise. Früher war man von ganz wenigen Menschen sehr abhängig, heute ist man von sehr vielen Menschen wenig abhängig. Gesellschaftlicher Wohlstand, Funktionalität und Flexibilität werden von individueller Hilflosigkeit begleitet. Dies ist der systemische Hintergrund, warum die *überflussmotivierte persönliche Gabe* durch den *mangelmotivierten sachlichen Tauschhandel* abgelöst wird.

Eine Gabe, ein Geschenk kann nur freiwillig gegeben werden, sonst ist sie kein Geschenk, sondern eine Steuer, eine Schuld oder Erpressung.

Sie kann auch deshalb nur freiwillig gegeben werden, da sie aus Überfluss und nicht aus Not(wendigkeit) geschenkt wird. Dagegen ist der Tausch aus der Not zur Behebung des Mangels motiviert. Die Knappheit zwingt zum Handeln. Die Gabe hat die eigentümliche Qualität, dass sie aus Überfluss gegeben wird und durch das Weggeben nicht weniger wird.⁸

Die Gabe von Geschenken kann auch deshalb nur freiwillig sein, weil der Vollzug des Gebens ein Akt des eigenen Wohlbefindens ist, kein erlittenes oder erduldetes Opfer. Schenken ist damit ebenso wie der Vorgang des Liebens ein schöpferischer Akt. Der Künstler liebt sein Werk und erwartet nicht, dass sein Werk ihn (gegen-)lieben möge. Insofern ist der Schenkende und Liebende immer und freiwillig im Vorteil, wohingegen der Beschenkte wie das Geliebtwerden wie ein Erleiden dieses Tuns ist.

Im Schenken von Gaben – sehr eindrücklich etwa im Ritual des Potlatsch⁹ – ist noch nicht zwischen Personen und Sachen unterschieden. Das durch die Gabe von Sachen geknüpfte persönliche Band hat die Trennung von Person und Sache noch nicht vollzogen. Jemandem etwas geben ist gleichbedeutend damit, jemandem etwas von sich zu geben, bis dazu, sich selbst (hin-)zugeben. Etwas von jemandem annehmen heißt dann soviel wie etwas von seinem Wesen annehmen, von seiner Seele – oder es zumindest in seine Obhut nehmen. Erst der Vertrag, der feste Preis oder der Vergleichspreis und vor allem die Erfindung des Geldes machen die Trennung von Person und Sache möglich.

Während bei der Gabe und dem Geschenk derjenige, der gibt, ungleich wichtiger ist als das, was gegeben wird, ist es beim Tauschhandel gerade umgekehrt. Hier ist entscheidend, was getauscht wird, nicht wer tauscht. Bedingung dafür ist die Trennung von Person und Sache. Die Sache wird zum Bestandteil des Tauschgeschäfts, während die Personen nicht Teil des Geschäfts werden.

Dieser Sachverhalt wird deutlich beim partnerschaftlichen Tauschgeschäft der Prostitution.

Hier werden Sachen (erotische Kommunikation, handwerkliche Dienstleistungen, Geld ...) ausgetauscht. Der Austausch ist mangelmotiviert, sowohl vom Freier aus betrachtet, was das Angebot der Prosti-

⁸ »Die Liebe bezahlt sich als einzige Leidenschaft mit einer Münze, die sie selbst prägt« (Stendhal 1822, S. 349).

⁹ Ein Ausdruck der Indianer des westlichen Kanada von Vancouver bis Alaska. Wörtlich übersetzt ist damit »Gabe« und »Nahrungsmittel« gemeint.

tuieren angeht, als auch von der Prostituierten her, was das Angebot des Freiers angeht. Das Tauschgeschäft ist vertraglich geregelt, z. B. durch zeitliche Befristung (Minuten, Stunden, Tage ...), eine Spezifizierung der Dienstleistung (mit oder ohne Gummi ...) und der Bezahlung (DM, Euro, Kreditkarte ...). All diese Merkmale schließen eine Liebesbeziehung – im Gegensatz zu einer Partnerschaft – aus. Eine Liebesbeziehung ist nämlich angewiesen auf: Unbefristetheit, Einzigartigkeit und die Sicherung einer höchstpersönlichen Beziehung. Besonders das symbolische Medium des Geldes löst sich mit seiner Hingabe (Bezahlung) von der Persönlichkeit des Käufers und Verkäufers und schützt dadurch alle Beteiligten vor der Zumutung ihrer Einzigartigkeit und der Verbindung von Sache und Person. Geld maximiert diese Ablösung der Sache von der Person, weil es ein Zeichen ist, das sich nicht um das kümmert, was es bezeichnet. Es ist das Zeichen, das auf der Höhe der funktionalistischen Moderne ist und sich bestens für partnerschaftliche Transaktionen eignet und insofern den Unterschied zur Gabe und zur Liebe am deutlichsten markiert.

Geld bewirkt gerade dadurch, dass es ein Zeichen ist, das sich nicht darum kümmert, was es bezeichnet, dass die Dyade aufgelöst und der oder das Dritte eingeführt werden kann: Man kann (und muss) mit dem in der Dyade ausgetauschten Geld in den Austausch mit vielen anderen treten: Dieses Geld kann dem Zuhälter abgeliefert werden, man kann sich das Verständnis eines Sozialarbeiters oder Psychotherapeuten erkaufen, in Wertpapiere anlegen, dafür sparen, dass es die eigenen Kinder mal besser haben ...

Geld und der Geldverkehr finden ihre Grenze lediglich im Nicht-tauschbaren. Es ist nun mal nicht alles käuflich. Alles, was wir unabdingbar besitzen, was nicht austauschbar ist, ist ja deswegen gerade unerschwinglich. Es ist zwar nicht käuflich, kann aber verschenkt werden.

Mit der Gabe gibt man sich dem anderen hin (in seine Hand). Eine durchaus nicht ungefährliche, zumindest riskante Transaktion. In segmentierten Gesellschaften haben sich Menschen in einer für uns gelegentlich seltsamen affektiven Verfassung einander genähert: mit übertriebener Furcht und Feindseligkeit oder mit übertriebener Vertrauensseligkeit. Alles oder nichts. Entweder volles Vertrauen oder volles Misstrauen. Man legt seine Waffen nieder, entsagt der schwarzen Magie und verschenkt alles, von gelegentlicher Gastfreundschaft bis zu Töchtern und Gütern. Dieser affektive Zustand kann aber auch sehr schnell wechseln. Von einem Augenblick zum anderen kann das Fest zum

Kampf werden (Mauss 1923). Gerade hier zeigt sich wieder die enge Verbindung von Gabentransaktion und Liebesbeziehung. Man kann nun mal nicht nur ein bisschen oder gemäßigt oder gar sachlich, vernünftig und geregelt lieben. Oft genug zeigen sich Liebesbeziehungen ebenfalls schlagartig verändert: von der Liebe über den Hass selbst bis zum Tode. Im partnerschaftlichen Tauschhandel geht dagegen immer irgendetwas, weil man weder mit nichts handeln kann, noch alles auf den Markt werfen sollte.

Die Gabe richtet sich nicht nach der Zahlungsfähigkeit des anderen, nicht nach der Unterscheidung eines guten von einem schlechten Geschäft, sondern nach der Beziehung (Er ist mein ...). Das Bedürfnis des Bedürftigen ist die Verpflichtung des Gebenden. Während in der Gabentransaktion die Verweigerung der Gabe erklärt werden muss, muss im partnerschaftlichen Tauschgeschäft der, der bekommt, seine Kreditwürdigkeit beweisen (Nachfrage bei der Schufa), dass er nämlich zu einer pünktlichen Rückzahlung inklusive anfallender Zinsen fähig ist.

Nach den Regeln von Eigentum und Tausch ist die reine Gabe ein reiner Verlust, eine unökonomische Großzügigkeit und Verschwendung. Nach den Regeln der Gabe betrachtet, ist dagegen der Tauschhandel unverständlich, weil das Verschenken keiner Rechtfertigung (durch Sparsamkeit und Nützlichkeit) bedarf, sondern selbstverständlich und elementar ist.

In der Gabentransaktion sind die Beteiligten keine austauschbaren Vertreter einer Kategorie (etwa der Kategorie der Käufer, Kunden, Verkäufer, Marktteilnehmer ...), auf die universelle Regeln (die Regeln des Marktes, Gesetze von Angebot und Nachfrage ...) anwendbar wären. Sie sind ganz besondere Einzelfälle. Im Tauschhandel sind die Beteiligten dagegen austauschbare Vertreter der großen Kategorie vergangener, gegenwärtiger und zukünftiger Kreditnehmer, Geschäftspartner oder Marktteilnehmer, die sich bei ihren Geschäften auf unpersönliche, sachbezogene Rahmenbedingungen berufen können. In der Gabentransaktion wie in Liebesbeziehungen ist die Beziehung umfassend, weil alles, was den einen angeht, auch den anderen angehen kann, denn es gibt nichts, was im Leben des einen den anderen nicht beträfe. Die Beziehung im Tausch ist dagegen eingegrenzt. Die Tauschtransaktion basiert auf einem spezifischen Aspekt des Lebens der Tauschpartner – einer kleinen Schnittmenge – und hat keine Beziehung zu irgendeinem anderen Aspekt meines/deines Lebens und meiner/deiner Persönlichkeit. Die meisten mir wichtigen Dinge betrachtet mein Geschäftspartner zu Recht als irrelevant für dieses Geschäft und lässt sie daher zu Recht (und Gott sei Dank!) unberücksichtigt.

Die formale Struktur der Gabentransaktion entspricht der formalen Struktur der Liebesbeziehung: Meine Liebe kann (vielleicht) nur dann Bestand haben, wenn ich nicht auf Erwidern abziele oder diese gar einklage, d. h., wenn ich sie ausschließlich als Gabe behandle. Ich bin bereit, die Welt meines Geliebten zu akzeptieren und sie zum Kriterium meiner Entscheidungen und Handlungen zu machen – ohne dafür im Austausch einen ähnlichen Dienst zu erwarten. Ich muss nichts verhandeln, nichts vereinbaren und kein Abkommen treffen.

Sobald jedoch Intimität und Anspruch in beide Richtungen zielen, machen sie Verhandlungen und Kompromisse unausweichlich. Da Tauschbeziehungen nur geringe persönliche Bindungen erzeugen (zumindest offizielle), erfordern sie bindende Regeln und eine Behörde, die darüber wacht, dass niemand übervorteilt wird, und die im Falle eines Regelverstoßes ihre Entscheidung durchzusetzen weiß.

Unverkäufliches

Es scheint so zu sein, dass viele Sozialsysteme und Gesellschaften über zwei Arten von Objekten verfügen: Die einen sind dem Tausch, dem Markt entzogen und ermöglichen so den anderen, ausgetauscht zu werden und zu zirkulieren. Moderne soziale Systeme, d. h. differenzierte Funktionssysteme und erst recht Paare können dadurch bedroht sein, dass sie versuchen, die »unmögliche« Lebensform einer Liebesbeziehung auf Biegen und Brechen zu leben. Sie können aber auch dadurch bedroht sein, dass sich der Tauschmarkt globalisiert und aller vorhandenen Objekte bemächtigt. Insofern können gerade die dem Markt entzogenen Objekte von großer Bedeutung werden für das Fortbestehen des Tauschmarktes und natürlich für das Fortbestehen sozialer Systeme und unserer modernen Gesellschaft, erst recht natürlich für das Fortbestehen von Paarbeziehungen.

Es gibt Objekte, die man nicht verkaufen, die man stattdessen behalten sollte. Diese Objekte könnte man etwas pathetisch *heilige* Dinge nennen. Heilig sind diese Dinge eben, weil sie jemandem (einem Menschen) heilig sind. Sie sind dann für diesen Menschen das *Nichttauschbare*: alles, was wir unabdingbar besitzen (weil es für uns heilig ist). Denn das, was nicht austauschbar ist, ist ja gerade deswegen unerschwinglich. Es kann lediglich (vielleicht) verschenkt werden, z. B. hingegenommen werden, aber vielleicht nicht einmal das.

In einer Gesellschaft, in der fast alles (und immer mehr) zu verkaufen und zu kaufen ist, können sich die Individuen selbst, die Personen, die Seelen (ein etwas antiquierter, aber doch eingeführter Begriff für das

Unverkäufliche) weder verkaufen, noch können sie von Dritten verkauft oder gekauft werden. Natürlich kann man Teile seiner selbst verkaufen. Man kann Blut, Sperma, Organe, seine Arbeitskraft, seine Stimme, sein Schweigen, seine Kompetenz etc. verkaufen. Eine Frau kann einem kinderlosen Paar ihre Gebärmutter vermieten und zu einer Leihmutter werden. Man kann einer Mutter in der Dritten Welt Kinder abkaufen, besitzt sie dadurch aber nicht, und die Kinder haben sich selbst ohnehin nicht verkauft. Sie verkaufen in vielen Fällen ihren Adoptiveltern lediglich gute Gefühle, z. B. etwas für das Überleben der Kinder in der Dritten Welt und etwas gegen das Aussterben der Ersten Welt getan zu haben und irgendwie irgendwo seiner Pflicht als Mensch nachgekommen zu sein. Dieser Prozess der Dissoziation und Kommerzialisierung von Teilen des Menschen wird sicher in der Zukunft noch viel weiter gehen.

Die Individuen als Personen, als körperliche und geistige Singularitäten, können nicht auf dem Markt als Waren auftreten, während sie ihn gleichzeitig jeden Tag als ökonomische Akteure betreten können. Selbst wenn Individuen mangels eigener Ressourcen dazu gezwungen sind, für andere zu arbeiten, bleiben sie gegenüber dem, der sie beschäftigt, frei (denn: Ein Herz, das kann man eben nicht kaufen, wie ein alter deutscher Schlager besingt).

Wenn also auch eine Mutter der Dritten Welt ihr Kind einem Paar der Ersten Welt verkauft, so gehört das Kind noch lange nicht dem Paar der Ersten Welt. Es kann sich allenfalls selbst den Eltern schenken, ohne seine Persönlichkeit zu verlieren, d. h., es kann vielleicht zu einer Liebesbeziehung zwischen Adoptivkind und Adoptiveltern kommen. Die Grenzen des vertraglich geregelten Tauschhandels sind jedoch klar. Stellt man sich vor, dass ein Kind einen Vertrag mit seinen Eltern schließt, um geboren zu werden? Dieser Gedanke ist absurd. Weder gehören Kinder den Eltern, noch können diese verkauft werden und gehören dann gar jemand anderem, den Käufern. Sie gehören immer nur sich selbst und können sich allenfalls verschenken.

Aber auch in diesem Bereich ist der Tauschhandel auf dem Vormarsch und produziert absurde Geschichten: In Paris entschied vor wenigen Wochen die höchste Revisionsinstanz Frankreichs auf 650 000 Franc Entschädigung eines Down-Syndrom-Behinderten für seine Geburt. Er erhält damit Schadensersatz für die Tatsache zugesprochen, dass er nicht abgetrieben wurde (*DIE WELT*, 29.11.2001). Hier scheint also eine inverse hellingersche Logik am Werk: Während nach dem hellingerschen Sühneregister bisher ja Abtreibung durch Krebs zu bezahlen ist,

kann man in Frankreich zukünftig damit rechnen, für die Unterlassung von Abtreibung mit 650 000 Franc bezahlen zu müssen. Vielleicht ist ja dann irgendwann damit zu rechnen, dass das Bezahlen von 650 000 Franc (oder 150 000 Euro; an wen eigentlich?) gut gegen Krebs ist. Es lebe die radikale Marktwirtschaft!

Zweierlei Gefährdungen

Es gibt nun zwei Gefährdungen, die jeweils auf einer der Seiten der Unterscheidung Gabe versus Tausch liegen: *Der Tausch gefährdet den Tausch*. Der globalisierte Markt, der sich aller Objekte bemächtigt, läuft Gefahr, sich gerade durch seinen durchschlagenden Erfolg selbst zu neutralisieren, da er sich auch der nichthandelbaren Objekte bemächtigt, etwa Personen, mit denen der Tauschhandel überhaupt betrieben werden kann. Die Objekte sind aber gerade in ihrer Eigenschaft als nichthandelbare Objekte Bedingung für die Existenz des Marktes. Auch der Gewinn und der Gewinner gewinnen nicht, denn: Was nützt es einem, wenn man die ganze Welt gewönne und nähme Schaden an seiner Seele. Auch wenn man angeblich »handelt, wenn man handelt« (Simon 1992), kann es dennoch schnell geschehen, dass man bald nichts mehr zum Handeln hat, wenn man nur noch handelt und verhandelt. Objekte der Gabe werden ohne Berechnung, d. h. ohne Erwartung auf Erwidern, verschenkt. Hierin zeigt sich nun die paradoxe Situation der Gabentransaktion. Es werden Objekte weggegeben, die noch nicht einmal weggegeben werden dürfen. *Die Gabe als Gabe dürfte nicht als Gabe erscheinen*: weder dem Gabenempfänger noch dem Geber. Derrida (1993) beschreibt dies als »das Unmögliche« – nicht unmöglich, sondern *das* Unmögliche –, als die Figur des Unmöglichen selber. Die wahre Gabe wäre die Gabe von jemandem, der ohne Grund gibt, ohne zu wissen, dass er gibt, und zwar jemandem, der ihm nie etwas schulden würde, da er nicht wüßte, dass man ihm gegeben hat. Denn sobald eine Gabe empfangen oder (an-)erkannt ist, unterliegt sie bereits der Möglichkeit des Tauschs. Eine reine, eine von jedem Tauschverhältnis unberührte Gabe gäbe es einzig dann, wenn sie von ihrem Empfänger unbemerkt bliebe.

Hier scheint also Ähnliches zu gelten wie das, was über die Unmöglichkeit der Kommunikation zur Sicherung der Liebeskommunikation zu sagen ist: Ich habe versucht zu zeigen (Retzer 2002b), dass in der Liebesbeziehung unter weitgehendem Verzicht auf Kommunikation kommuniziert werden muss. Sie basiert auf der Überzeugung des Schon-Verstanden-Habens. Die Liebe initiiert und gibt unendlich vie-

len Büchern und der gesamten Literatur ihren wohl wichtigsten Inhalt, ist aber selbst alles andere als ein literarischer Gegenstand: Liebe erzeugt Sprachnot. Ebenso wie sich in der Liebe das meiste von selbst verstehen soll, so entfaltet die Gabe ihre verbindende Macht dadurch, dass sie nicht bemerkt wird.

Sozial integrativ oder exklusiv asozial?

Die Liebe stellt ein spezifisches kulturelles Sinnangebot bereit, durch das sich das Paar von der normativen Ordnung seiner Umwelt abgrenzen und entlasten kann. Partnerschaft macht dagegen ein unspezifisches Sinnangebot, das prinzipiell für alle sozialen, gesellschaftlich integrierten Beziehungen Gültigkeit beanspruchen kann. Daher kann das Partnerschaftsmodell einer Paarbeziehung auch keinen exklusiven Sinn stiften, weil es keinen hat. Es kann lediglich den Anschluss an die Umwelt (Gesellschaft) herstellen, indem es die Differenz der Paarbeziehung zur Gesellschaft reduziert und dem Paar eine umfassende Teilnahme an anderen sozialen Systemen ermöglicht oder zumindest erleichtert. Partnerschaft stellt die Verträglichkeit der Paarbeziehung mit anderen gesellschaftlichen Einrichtungen (wieder) her.

Botho Strauß bringt diese Unterschiede präzise auf den Punkt: »Allein das Wort *Beziehung* immer wieder zu hören, wirkt sich handschweißhemmend aus. So handelsplatt, wie es klingt, sucht es den Umgang mit der gründlichen Gefahr, welche die Liebe ihrem Wesen nach für das Gemeinwohl darstellt, künstlich zu ernüchtern und eine Berechenbarkeit hineinzubeschwören in eine Sphäre, die immer noch die ursprünglichste, undurchdringlichste und verschlingendste des Menschen ist« (1981, S. 17).

Voller Ironie und unter dem bezeichnenden Titel *Spaß* beschreibt Strauß weiter die zwar sozial integrierte, aber gleichzeitig domestizierte Paarbeziehung: »Seine Neigung zu skandinavischen Abholmöbeln hat sich bei der Einrichtung ihrer Dreieinhalbzimmer-Wohnung durchgesetzt. Gute moderne Zweierbeziehung. Sie gehen lässig und freundlich miteinander um, ohne Übertreibung, ohne Flamme. Das ‚sogenannte Irrationale‘ wird mit eben dieser Floskel angepackt und unter Kontrolle gehalten. Ihre Einstellung zu Beruf und Pflichten ist, soweit eben möglich, lustbetont. Vieles macht Spaß. Beim Liebemachen machten sie ein Kind« (a. a. O., S. 25).

Aber andererseits: Können Intimbeziehungen als Liebesbeziehungen wirklich zu autonomer Selbstregulierung freigegeben werden? Können sie überhaupt sozial haltlos, wie sie nun mal sind, für sich bestehen?

Oder müssen sie zwischen dem Scheitern in Übersteigerung und dem Scheitern in Trivialisierung hin- und herpendeln und dadurch ihr Überleben sichern?

Ist die Partnerschaft vielleicht doch die Lösung des *Liebesproblems*? Oder reicht gar Partnerschaft? Wo doch Partnerschaft gut vereinbar auch mit unserer sonst so praktizierten Handlungslogik ist und ein Teil unseres vernünftigen Prozesses der Zivilisation. Wir wollen doch auch in unseren Paarbeziehungen vernünftig sein und uns wie Erwachsene benehmen: innerlich und äußerlich selbstbeherrscht, ohne kommunikative Willkür, angemessen dem Prozess der Entwicklung differenzierter Funktionssysteme, fähig zu einer Funktionstugend, die früher nur Herrschern erlaubt war, jetzt aber auch dem Normalverbraucher gut ansteht. Eine Tugend, die einerseits im Verhüllen und Verbergen vorhandener Gedanken und Gefühle besteht (Dissimulation) oder auch, je nach Kontext und Systemkompetenz (auch so ein neues Tugendwort!), in der Tugend der Simulation, d. h. der Fähigkeit, zusätzliche Gefühle und Intentionen zu zeigen, die man zwar nicht hat, von denen man aber möchte, dass sie einem unterstellt werden. Kurz: die politisch gerechtfertigte Tugend der Lüge, wie sie idealtypisch von Machiavelli entwickelt, beschrieben und moralisch gerechtfertigt wurde.

Das Ergebnis ist dann das Funktionieren einer irgendwie eigentümlichen Selbstdomestikation, die die Sehnsucht nach dem *Anderen* kaum und immer nur notdürftig und vorübergehend verbergen kann. In Folge der Ausdifferenzierung funktionaler Systeme und der kaum zu vermeidenden Teilnahme an meist mehreren solcher funktionaler Systeme scheint der Einzelne immer mehrere (gehemmte) Biografien entwickelt zu haben, die nur locker und jeweils von Fall zu Fall – nämlich dann, wenn sich Inkompatibilitäten und Störungen ergeben – auffallen und synchronisiert werden müssen. Die Liebe scheint hier der Störfall zu sein: sehnlichst erwartet, ängstlich befürchtet, schmerzlich vermisst. Und andererseits, wenn es denn nur die vernünftige funktionale Partnerschaft gäbe, wo bleibt dann aber das Spezifische einer Paarbeziehung? Was unterscheidet dann eine Paarbeziehung von einer Partnerschaft in einer Anwaltskanzlei oder eine Gesellschaft bürgerlichen Rechts (GbR)? Wenn es nur noch Partnerschaft gäbe, kämen dann überhaupt noch Paarbeziehungen zustande? Welches Motiv für eine solche partnerschaftliche Paarbeziehung wäre überhaupt vorstellbar? Nur eine dieser Fragen soll hier herausgegriffen werden: Wie kann Liebe zu einer Lösung für eine Paarbeziehung werden?

Die Liebe als Lösung der Partnerschaftsprobleme

Die Liebe als Kommunikationscode für eine höchstpersönliche Kommunikation lässt sich dann als Lösung beschreiben, wenn unpersönliche Kommunikation (innerhalb oder außerhalb einer Partnerschaft) als Problem bewertet wird. Die Liebe kann also dann zur Lösung werden, wenn sie für das Paar einen Unterschied macht. Dieser Unterschied kann in den verschiedensten Bereichen gemacht werden.

Der existenzielle Unterschied: Liebesbeziehungen sind existenziell bedeutsame Beziehungen

Als tagtäglicher Teilnehmer an einer Vielzahl von unpersönlichen sozialen Funktionssystemen werden wir immer individueller, und gerade dadurch gehören wir dazu, sind also so wie die anderen, eben individuell.¹⁰ Dieser individuationsbetonte autonome Funktionssystemteilnehmer ist nicht nur in seiner »Einzigartigkeit« identisch mit allen anderen, sondern von immer mehr Menschen abhängig, aber auf eine bestimmte Weise: Er ist abhängig oder angewiesen darauf, dass die anderen (und deren gibt es viele) funktionieren. Früher war man von ganz wenigen Menschen sehr, d. h. existenziell bedeutsam, abhängig, heute ist man von sehr vielen Menschen, aber von jedem einzelnen viel weniger abhängig, d. h., man pflegt mit den anderen existenziell unbedeutsame Beziehungen. Positiv beschrieben: Man pflegt mit vielen anderen *bedeutsamkeitsentlastete Beziehungen*. Autonomie, Differenz und Funktionalität gehen mit individueller Abhängigkeit und existenzieller Bedeutungslosigkeit einher. Gerade wenn etwas funktioniert, hat es meist auch schon den Gipfel der Bedeutungslosigkeit erreicht.¹¹

Die für immer mehr bedeutsamkeitsentlastete Menschen relevante Frage kann dann lauten: Wie kann uns, »denen an Unbedingtem eins nach

¹⁰ In dem Spielfilm *Das Leben des Brian* der englischen Komödiantengruppe Monty Python's Flying Circus gibt es eine dafür geradezu paradigmatische Szene. Vor dem Schlafzimmerfenster Brians hat sich über Nacht eine riesige Menschenmenge versammelt, die auf das Erscheinen Brians wartet und ihm zujubelt. Brian fordert die Menge energisch auf, nach Hause zu gehen, mit der Begründung: »Ihr seid doch alles Individuen«. Aus der letzten Reihe meldet sich einer der Anwesenden schüchtern und entgegnet: »Ich nicht!«

¹¹ Manche Skeptiker meinen, dass im Zeitalter der differenzierten Funktionssysteme die Lösung durch den Unterschied der Liebe ganz aussterben könnte. Ich teile diese Skepsis nicht, sondern bin vom Gegenteil überzeugt: »Für unsere Lebensformen, in denen wir voneinander immer unabhängiger, vom Ganzen aber immer abhängiger werden sollen, ist ein solcher schöner Herzenstrug von keinerlei Nutzen mehr, und wir werden ihn allmählich aus unseren Gefühlen verlieren« (Strauß 1981, S. 17).

dem anderen ausging« (Strauß 1985, S. 40), wieder Bedeutsamkeit zu wachsen? Wie kann die (unerträgliche?) Leichtigkeit der funktionierenden und funktionalen Beziehungen wieder durch Bedeutsames (erträglich?) beschwert werden?

Die Liebe scheint hier für viele eine Antwort zu sein, die einen Unterschied macht. Die Liebe der Ausschließlichkeit zu einem anderen und nicht zu den unzähligen vielen,¹² in der ein liebendes Wesen den Blick auf den Fragenden ausrichtet, ein Blick, der dem eigenen Tun – und vor allem dem eigenen Erleben – wieder Gewicht verleihen kann; der eine kaum mehr zu überbietende Abhängigkeit entstehen lässt, aber gerade dadurch auch Bedeutsamkeit erzeugt und die leichtgewichtige autonome Beliebigkeit aufzulösen verspricht. Wir versprechen uns selbst dadurch wieder existenzielle Bedeutsamkeit.

Der kommunikative Unterschied: Liebesbeziehungen ermöglichen persönliche und enthemmte Kommunikation

Reibungslos ablaufende Geschäfte haben oft den Charme der Langlebigkeit. Sie stellen sich eben durch gehemmte Kommunikation her, sind gehemmte Kommunikation. Gehemmte Kommunikation ist oft nicht nur langweilig, sondern auch anstrengend. Anstrengend, weil man dauernd damit beschäftigt sein kann, einen ausreichenden, d. h. funktionierenden Grad an Hemmung zu gewährleisten, indem man dissimuliert oder simuliert: Vorhandenes verbirgt oder nicht Vorhandenes vorspielt. Auch wenn dann alles gut funktioniert – die Arbeitsteilung, die spezialisierten Funktionssysteme, die gehemmte unpersönliche, d. h. sachliche, Kommunikation – irgendwie ist halt doch alles auf Sparflamme eingestellt. Es fehlt nicht an Optionen und Möglichkeiten, es fehlt nur an Gelegenheiten. Aus Mangel an Gelegenheiten kann dann ein halbes, manchmal ein ganzes Leben von Möglichkeiten vergehen. Was dann am Ende versäumt wurde, ist das halbe Leben oder gar mehr: Man kann im Leben nichts versäumen als die Liebe (Maron 1996).

Der Erlebnis-Unterschied: Liebesbeziehungen machen unversicherbares Risiko erlebbar

Was vielen in einer Partnerschaft fehlt und dadurch zum Problem wird, ist neben der existenziell abhängigen und damit bedeutsamen persönli-

¹² Spätestens seit der berühmten Drohung Erich Mielkes »Aber ich liebe Euch doch alle!« wissen wir, dass das ein sich tatsächlich ausschließender Widerspruch ist. Auf die Liebe lässt sich nun mal keine Institution bauen und mit ihr auch keine Politik machen. Entsprechende Versuche müssen als gescheitert angesehen werden.

chen Beziehung mit enthemmter Kommunikation das Verschwinden von unversicherbarem Risiko. Die Partnerschaft ist ein Verfahren zur Risikominimierung, indem sie Vertragssicherheit herzustellen und Vertragstreue sicherzustellen versucht. Es scheint aber eine unstillbare und unausrottbare Sehnsucht nach Risiko zu geben. Dort, wo der Beruf solches nicht erlaubt, sind ganze Freizeitindustrien auf die Erzeugung (meist der Illusion) des Risikos spezialisiert (no risk, no fun), und der Risikomarkt expandiert ungebremst. Das Risikoerleben im 21. Jahrhundert hat einen Eigenwert bekommen. Die Suche nach dem ultimativen Kick durch Extremsportarten geht bis in die Nähe der Todesgefahr.¹³

In einer Befragung von Extremsportlern (Freese 2001), die Bungeejumping, Canyoning, Riverrafting und Freeclimbing betreiben, nennen als Motiv für ihre Extremsportliche Betätigung: Flucht vor der Langeweile (66 %), den ultimativen Kick erleben (59 %), Grenzerlebnis als letztes Abenteuer (38 %).

Die Liebe und die durch sie organisierte Liebesbeziehung erscheinen hier als letzte Orte und Gelegenheiten, wo das Abenteuer des Lebens vielleicht noch aufgespürt werden könnte, eines Lebens ohne Erfolgs- und ohne Rücknahmegarantie, ohne 24-Stunden-Serviceleistungen vor Ort. Die Hoffnung wird dann auf das unversicherbare Risiko gesetzt, in der man sich auf archaische Weise (auf Gnade und Ungnade) ohne demokratische Absicherung riskant ausgeliefert fühlen kann, denn »in einer Liebesbeziehung gibt es keine Demokratie: nur Gnade. Jemand auf Gnade oder Ungnade ausgeliefert zu sein ist dialektisches Unheil: Vielleicht lassen sie Gnade walten, vielleicht sind sie gnadenlos« (Rose 1995, S. 59).

Der Sinn-Unterschied: Liebesbeziehungen ermöglichen letzte große Sinnangebote

Wenn wir Teilnehmer unterschiedlichster Funktionssysteme sind, diese Funktionssysteme über wiederum differenzierbare, mehr oder weniger spezifische Kommunikationscodes Kommunikation erzeugen und kontrollieren und dadurch ganz unterschiedliche, aber jeweils andere Sinnsysteme entstehen, so gibt es sicherlich keinen Mangel an Sinn.

¹³ Das Neueste: Houserunning/Wallscating: Angeseilt stürzen die Skater an den Wänden von Hochhäusern hinab; Basejumping: Fallschirmspringer lassen sich von Gebäuden, Felsen, Klippen oder Türmen fallen, um den Fallschirm im letztmöglichen Zeitpunkt zu öffnen.

Aber es stellt sich wiederum für den Einzelnen die Frage, welchen Sinn (Reim) er selbst sich denn nun (darauf) machen soll. Genügen mir diese kleinen begrenzten Sinn(lichkeiten), genügt es mir von einem Sinnsystem zum anderen zu springen, oder bin ich doch noch an meinem persönlichen großen Sinnentwurf interessiert? Nach welchen Kriterien soll ich den anderen Sinnmöglichkeiten, die mir ständig angeboten werden, Sinn zuschreiben? Woher soll ich diese Kriterien nehmen? Die vielleicht einst genutzten Sinnangebote (Religion, Wissenschaft, Politik ...) haben für die meisten ihre überzeugende Kraft schon mehr oder weniger lange verloren.

Hier nun kann gerade die Liebe für manche ein letztes großes sinnvolles Sinnangebot bereitstellen, mit dem man sich selbst verorten kann und sich dann in den umgebenden Sinnsystemen zurechtzufinden hofft. Eines, das besonders deshalb Sinn macht, weil es noch in dramatischer Weise auf das Ende hin gedacht werden kann: auf was soll denn das Ganze hinauslaufen? Wo soll das enden? Das Denken vom Ende her war das wichtigste Merkmal tragfähiger Sinnangebote: Das ewige Leben (der Religion), das Verstehen und Beherrschen der Natur und unserer selbst (Wissenschaft), die Humanisierung der Gesellschaft und die Erzeugung von Freiheit und Solidarität oder umgekehrt (Politik). Inzwischen glaubt natürlich kaum jemand mehr diesen Zielvorgaben, sondern wir machen pragmatisch mit kurzen zukunftsorientierten Zeithorizonten weiter: pragmatisch, realistisch, kundenorientiert, bis zur nächsten Wahl, bis zur nächsten Zinssenkung, bis zur nächsten akademischen Prüfung, bis zur Kreditrückzahlung, bis zum nächsten Börsencrash, bis zur nächsten Gehaltserhöhung, bis zur Pensionierung, bis die Kinder in die Schule gehen, bis die Kinder die Schule verlassen, bis zum nächsten Sommerurlaub ...

Die Liebe könnte auch hier ein *letztes* Angebot machen. An Liebe zu denken heißt nicht, an den Anfang zu denken, denn der passiert einem ja, ohne dass man daran denkt. Vielleicht ist die Liebe für manche eines der letzten noch tragfähigen Sinnangebote, die noch aufs Große und Ganze hin entworfen werden, die noch auf das Ende hin gedacht werden können, ein Sinnangebot mit Erlösungshoffnung und Apokalypsebefürchtung. Wohingegen die sonst so bereitstehenden Sinnangebote, wenn sie denn überhaupt noch Sinn machen, nur von begrenzter Reichweite sind.

Vom Vertragen zum Ertragen und warum das Glück nicht glücklich macht

Soweit der Versuch einer systemischen Beschreibung dieses besonderen Gebildes, das wir *das Paar* genannt haben. Am Schluss scheint es mir angebracht, noch einmal auf die wohl kaum zu überschätzende Ambivalenz hinzuweisen, die sich für Paare mit der Liebe verbindet. Eigenartigerweise wird die Liebe immer gewünscht und angestrebt, obwohl die Erfolgsmeldungen nicht gerade üppig sind, ja ein gewisses Misstrauen sogar gegenüber diesen Erfolgsmeldungen glücklicher Liebe eher die Regel zu sein scheint. Aber es wird halt immer und immer wieder versucht, und es muss deshalb auch was dran sein an der Liebe. In seinem berühmten kulturhistorischen Klassiker *Die Liebe und das Abendland* formuliert Denis de Rougemont (1939) im Vorwort seine eindeutige politisch-aufklärerische Schlussfolgerung aus seiner tiefgreifenden Analyse der abendländischen Kulturgeschichte der Liebe: »Wenn unsere Kultur überstehen will, dann muß sie eine große Revolution durchmachen. Dann muß sie der Tatsache Anerkennung verschaffen, daß die Ehe, von der ihre soziale Struktur abhängt, schwerer wiegt als die Liebe, die sie kultiviert, daß die Ehe andere Fundamente braucht als ein schönes Fieber« (a. a. O., S. 16).

Sechzig Jahre später kommt eine skandinavische Untersuchung (Thagaard 1997) zu folgendem Ergebnis: Wenn die Liebe stark ist, dann ist die Ungleichheit in der Partnerschaft (wie schon beschrieben, ist die Ehe eine mögliche juristische Form des Sinnsystems Partnerschaft) kein großes Problem mehr. Umgekehrt nützt eine gute Partnerschaft – nach den Kriterien der partnerschaftlichen Logik: eine gerechte und vertragstreue Aufteilung von Rechten und Pflichten – wenig, wenn die Liebe defizitär ist, wenn also das *schöne Fieber* nicht mehr glüht. Zum gleichen Ergebnis kommt der Familiensoziologe Günter Burkart (2000), dass nämlich »Partnerschaft allein weder ausreicht, eine Partnerschaft in Gang zu bringen, noch sie aufrechtzuerhalten, ihr Dauer zu verleihen ... dass Partnerschaft auch nicht ausreicht, den Alltag der Partnerschaft zu regulieren« (a. a. O., S. 179).

So gibt es unterschiedliche Bewertungen dessen, was notwendiger für eine Partnerschaft sei, das Sinnsystem Liebe oder das Sinnsystem Partnerschaft, und was vielleicht sogar ganz ohne das andere auskäme oder auch inwieweit das eine Sinnsystem Lösungsoptionen für das problematisch gewordene andere Sinnsystem bereithalten könnte. Wahrscheinlich wird man – zumindest als Paartherapeut – letztlich

nicht umhinkommen, die betroffenen Teilnehmer an einer Paarbeziehung selbst um Rat zu fragen bzw. deren Wertung in Erfahrung zu bringen.

Aber es bleibt wohl doch die Frage bestehen, ob die Liebe sich eher im Himmel oder in der Hölle finden lässt bzw. was der den Liebenden gemäße Aufenthaltsort ist. Dante gibt seine Antwort auf diese Frage im fünften Gesang der »Göttlichen Komödie«. Es ist die Geschichte von Paolo und Francesca, die sich in der Hölle für Liebessünden aufhalten. Sie sind in alle Ewigkeit dazu verdammt, von wilden Sturmböen gejagt und gestoßen, durch die Hölle zu fliegen.

»Die höllische Windsbraut rastet nie und reißt die Geister mit sich wie geraubtes Zeug und stößt und wirbelt unsanft sie umher. Geworfen dorthin an die Felsentrümmer, erheben sie ein Schreien, Klagen, Jammern und lästern gegen Gottes Mächtigkeit. Daß solcher Art von Qualen Fleischessünder verfallen müssen, sah ich ein, die weil sie ihrer Lust, statt der Vernunft gehorchen. Und wie die Staren auf den Flügeln schweben, durch Winterluft in breiten vollen Schwärmen, so fegt der Höllensturm die bösen Geister nach rechts, nach links, hinauf, hinab – dahin. Und keine Ruhe, keine Hoffnung winkt, und keine Linderung in ihrer Qual.«

Vielleicht ist die Liebe doch nur etwas, in dem einem jeder Erfolg versagt bleiben muss, wo man lediglich verzeiht, dass man selbst versagt, und wo man hofft, dass einem verziehen wird, immer und immer wieder, wo man erträgt und vielleicht ertragen wird und in der Hölle ausharrt und versucht, nicht zu verzweifeln.

Es scheint aber andererseits schon ein paar Möglichkeiten zu geben, wie zwei Menschen, die eine Paarbeziehung eingehen, sich zum Verzweifeln bringen können. Ich glaube mit einigen anderen Paartherapeuten und Paarforschern (z. B. Wallerstein u. Blakeslee 1995), dass eine der herausragenden Möglichkeiten der Verzweiflung darin besteht, dass sich zwei Menschen zusammentun und vielleicht sogar heiraten und das deshalb tun, um gemeinsam glücklich zu sein.

Das scheint aber kein guter Grund zu sein. Wegen des Glückes zu heiraten ist ein ähnlicher Grund, wie wegen des Aktiendepots, reicher Schwiegereltern, eines Ferienhauses oder eines akademischen Titels zu heiraten.

Zum Heiraten sollte es aber vielleicht nur einen plausiblen Grund geben: Man sollte nicht anders können als zu heiraten, um dann miteinander zu leben, um in der Einsamkeit, die uns umgibt, jemanden zu haben, der uns nicht *eintauschen* will, der bereit ist, die Berechtigung un-

serer Existenz mit all unseren Fehlern und Mängel zu bestätigen. Der sagt: »Ich gebe dich nicht her!«

Wie unvergleichlich bedeutsam ist dieser Satz gegenüber dem unbedeutenden Glück. In den meisten Ehen sieht es auch deshalb vielleicht so furchtbar aus, weil man es sich möglicherweise zu leicht gemacht hat. Es ist nämlich oft sehr viel leichter, ein Versprechen zu geben und auch anzunehmen, das niemand halten kann, als dagegen nur das zu versprechen, was man auch halten kann.

Was kann man aber beim Heiraten und in einer Ehe versprechen, was man halten kann, wenn es auch nicht ganz leicht ist? Man kann sich beispielsweise versprechen, zum Frühstück – besonders auch am Wochenende und im Urlaub, wenn also kein Publikumsverkehr herrscht oder man nicht zum Publikumsverkehr muss –, gewaschen zu erscheinen, frisch und sorgfältig gekleidet. Man kann sich versprechen, sich sorgfältig zu überlegen, was man dem anderen sagt, besonders dann, wenn man sich über ihn geärgert hat und man zornig auf ihn ist. Man kann sich versprechen, sich lieber selbst auf die Zunge oder in andere Körperteile zu beißen, als sich mit diesen bekannten widerwärtigen, geschmacklosen, hässlichen Worten zu traktieren, von denen man so genau weiß, wie sie den anderen verletzen. Man kann versprechen, sich immer um die Interessen des anderen zu kümmern, egal ob es sich dabei um Fußball, Hip Hop, das Fernsehquiz, die deutsche Volksmusik, Kunstgeschichte, Grunge, Käfer- oder Briefmarkensammlungen oder fernöstliche Philosophie handelt. Man sollte sich auch die wichtige Diskretion des Schweigens und die Freiheit des Andersseins versprechen. Aber: Statt sich diese zugegebenermaßen schweren, aber bei genauer Betrachtung erfüllbaren Versprechungen zu machen, verspricht man sich oft lieber doch weiterhin etwas so Nebensächliches wie das Glück und wird dabei so untröstlich unglücklich.

(Anschrift des Verfassers: Priv.-Doz. Dr. med. Dipl.-Psych. Arnold Retzer, Heidelberger Institut für systemische Forschung und Therapie, Kussmaulstr. 10, D-69120 Heidelberg; www.ArnRetzer.de)

Summary

The couple: A systemic description of intimacy. Part II: Partnership

After the description of the code of love and the relationship of love in part I, now the author describes in part II the problems of the relationship of love. These problems arise from a radical relationship of love. A moderate communication code promises solutions: the partnership. After the description of the rules of communication of partnership in contrast to the rules of communica-

tion of love, it is demonstrated how the solutions of partnership causes problems as well. The author concludes with reflections about the balance between love and partnership and about the danger of promising happiness.

BIBLIOGRAPHIE

- Burkart, G. (2000): Arbeit und Liebe. In: Hahn, K., G. Burkart (Hg.): Grenzen und Grenzüberschreitungen der Liebe. Opladen (Leske & Budrich).
- Derrida, J. (1993): Zeit geben. I: Falschgeld. München (W. Fink).
- Freese, G. (2001): Megatrend Sport. *DIE ZEIT*, Nr. 34, 16.8.2001.
- Hahn, A. (2000): Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte. Frankfurt/Main (Suhrkamp).
- Hegel, G. W. F. (1807): Phänomenologie des Geistes. In: Hegel, G. W. F. (1832–45): Werke in 20 Bänden. Bd. 3. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1986.
- Hellinger, B. (1994): Ordnungen der Liebe. Heidelberg (Carl-Auer-Systeme).
- Hellinger, B. (2000): Wir gehen nach vorne. Heidelberg (Carl-Auer-Systeme).
- Kierkegaard, S. (1847): Der Liebe Tun. Gütersloh (Gütersloher Verlagshaus) 1983.
- Luhmann, N. (1982): Liebe als Passion. Frankfurt/Main (Suhrkamp).
- Maron, M. (1996): Animal triste. Frankfurt/Main (S. Fischer).
- Mauss, M. (1923): Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1990.
- Paz, O. (1993): Die doppelte Flamme. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1995.
- Retzer, A. (2002a): Passagen – Systemische Erkundungen. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Retzer, A. (2002b): Das Paar. Eine systemische Beschreibung intimer Komplexität. Teil I: Liebesbeziehungen. *Familiendynamik* 27: 5–42.
- Retzer, A., F. B. Simon (1998): Sexualtherapie. *Familiendynamik* 23: 421–436.
- Rose, G. (1995): Die Arbeit der Liebe. München (Kunstmann) 1996.
- Rougmont, D. de (1939): Die Liebe und das Abendland. Köln (Kiepenheuer & Witsch) 1966.
- Simmel, G. (1908): Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. In: Simmel, G. (1995): Gesamtausgabe, Bd. 11. Frankfurt/Main (Suhrkamp).
- Simon, F. (1992): Radikale Marktwirtschaft. Heidelberg (Carl-Auer-Systeme).
- Stendhal (1822): Über die Liebe. Frankfurt/Main (Insel) 1975.
- Strauß, B. (1981): Paare, Passanten. München/Wien (Hanser).
- Strauß, B. (1985): Diese Erinnerung an einen, der nur einen Tag zu Gast war. Gedichte. München/Wien (Hanser).
- Strauß, B. (1997): Die Fehler des Kopisten. München/Wien (Hanser).
- Thagaard, T. (1997): Gender, power, and love. A study of interaction between spouses. *Acta Sociologica* 40: 357–376.
- Wallerstein, J., S. Blakeslee (1995): Happily ever after. *The Family Therapy Networker* 19/6: 47–59.
- Weber, G. (1993): Zweierlei Glück. Heidelberg (Carl-Auer-Systeme).